

26

Paul Parin

## **Ist der Mensch veränderbar?**

Ein Gespräch mit Paul Parin

Das Gespräch führte Aurel Schmidt.

Die nachträglichen Zusatzfragen am Ende des Gesprächs stellte Thomas Schmid.

A.S.: Man könnte manchmal annehmen, daß der Mensch in seiner psychischen Konstruktion weitgehend festgelegt ist: zum Beispiel reagiert er in bestimmten Situationen in einer bestimmten Weise. Georges Devereux hat gesagt, daß das Unbewußte eine relativ undifferenzierte Funktion oder ein Teil der Psyche ist und folglich dem eines anderen Individuums eher gleichen kann als das hochdifferenzierte Bewußtsein. Ist der Mensch überhaupt entwicklungsfähig?

P.P.: Jeder Mensch macht eine psychische Entwicklung durch, und da sowohl allgemeine Gesetzmäßigkeiten bekannt sind, die auf alle Menschen in allen Kulturen und Völkerschaften zutreffen, als auch typische Entwicklungen nach der Art von Volk, Kultur, Familie, in der ein Mensch aufwächst, sieht also die Ausgangslage so aus, daß jeder Mensch sich einer Entwicklung erst unterzieht.

A.S.: Und die geht bei einzelnen weiter und bei anderen weniger weit.

P.P.: Es ist leider nicht so, daß es eine lineare, vergleichbare Entwicklung ist, sondern es kommt zu einem Zusammenwirken von Reifungsvorgängen und Einflüssen der Umwelt. Und die zusammen ergeben etwas Neues: eine psychische Entwicklung, die aber mit Ausnahme einiger weniger festgelegter Gesetzmäßigkeiten hochspezifisch ist, je nach der sozialen Umgebung, also einer bestimmten Kultur in einer bestimmten Zeit. Sie sehen, ich bin Ihrer Frage nicht ganz ausgewichen. Sie haben gefragt, ob der Mensch entwicklungsfähig wäre. Jeder Mensch macht eine Entwicklung durch, und wenn man Entwicklungen von der Kindheit bis zum Alter nebeneinander stellt, dann sieht man, daß es sehr diverse Entwicklungen sind.

A.S.: Pessimistisch betrachtet, müßte man doch eigentlich feststellen, daß sich die Menschen sehr gleich bleiben. Es gibt Streit, Unfrieden unter den Menschen. Als ich nach der Entwicklungsfähigkeit des Menschen fragte, dachte ich an eine Entwicklung hin zu einer friedlicheren Art des Menschen.

P.P.: Eine solche Entwicklung impliziert eigentlich eine Forderung: Mehr Frieden, weniger Aggression. Aber Sie müssen unterscheiden zwischen der Erwartung nach einem Fortschritt, der wünschenswert erscheint, und der kühlen, wissenschaftlichen Betrachtung eines Prozesses.

Natürlich können und dürfen wir Erwartungen äußern, daß der Mensch sich ändern soll, und da sind in der Tat zum Beispiel die sich wiederholenden Kriege und Äußerungen kollektiver und individueller Aggression etwas, das unseren Werten durchaus widerspricht. Andererseits gibt es Gesellschaften, die ihre

27

Kinder so aufziehen und ihre Gesellschaft so organisieren, daß man den Eindruck hat, daß sie weniger Aggressionen im einzelnen in sich tragen und weniger zu kollektiver Aggressivität neigen als die Menschen des abendländischen Kulturkreises. Dieser Vergleich gestattet also eine Art Hoffnung.

Es hat auch bei uns solche Versuche gegeben, den Menschen zu einem für die Gemeinschaft günstigeren Vorgehen zu bringen – man braucht nur an das Gebot »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst« zu erinnern. Jeder dieser Versuche ist mit einer Art Religion einhergegangen, ich meine mit einem Wertsystem, meistens mit einer transzendentalen Entität, einer Macht oder Gottheit, die eine Morallehre mit sich brachte, die so oder so in den Menschen hineingebracht werden sollte, sei es durch Erziehung, Propaganda oder Druck. Hier bringt nun die Psychoanalyse eine Kritik an, wenn sie überhaupt soweit denkt. Alle Forderungen sind in unserem Kulturkreis mit Methoden vermittelt worden, die ein bewußtes und ein unbewußtes Gewissen ansprechen und verstärken sollten, kurz, die das äußere Gebot zu einem verinnerlichten Gebot machen sollten. Und soweit man Geschichte psychoanalytisch betrachten darf, muß man sagen, daß diese Versuche alle ziemlich fehlgeschlagen sind – daher auch die Klage: der Mensch verändert sich nicht. Eine Folgerung, die die Psychoanalytiker aus dieser Einsicht gezogen haben, ist die: sie wollen die autonomen Kräfte der Person stärken auf Kosten des Ensembles der verinnerlichten Gebote und Forderungen.

A.S.: Würde das bedeuten, daß ein Mensch, der sich selbst besser kennt, sich auch in den sozialen Systemen, in denen er lebt, besser zurechtfindet und sich besser, freier oder meinetwegen auch gelassener verhält?

P.P.: Ich habe den Eindruck, daß Personen desto geeigneter sind, mit anderen Menschen Konflikte anders als durch Gewalt auszutragen oder überhaupt weniger Konflikte zu haben, je größer die Unabhängigkeit, Autonomie, Selbständigkeit ist, die sie erlangen. Der allerstärkste Eindruck geht bei mir von der Ethnologie aus. Die wenigen Gesellschaftsformen, die uns bekannt sind, wo die Menschen eindeutig besser zusammenleben, haben nicht nur eine sehr differenzierte Sozialstruktur, sondern je dichter die Gemeinschaft ist, desto stärkere Individualitäten, desto mehr Charakterköpfe sind da vorhanden. Oft hat man aus unseren Beschreibungen der Dogon geschlossen, daß sie gar kein abgegrenztes, autonomes Ich haben. Nein, im Gegenteil, der

Eindruck ist sehr stark, daß sie in so besonders wünschenswerter Weise anders sind als wir, daß sie eine große Autonomie und Unabhängigkeit des psychischen Lebens und der Person bekommen haben und gerade dadurch besser geeignet sind, mit anderen Menschen auszukommen. Ich meine also, daß es nicht so sehr darauf ankommt, sich besser zu kennen, sondern, daß die Art, wie jemand sozialisiert worden ist, und seine psychische Entwicklung ausschlaggebend sind, um das eigene Verhalten nach Prinzipien zu regulieren, die man selbst geprüft hat. Nach Prinzipien, die man natürlich auch von irgendwoher bezogen hat, die man aber neu organisiert hat, kurz, die Tatsache, daß man eine sehr eigenständige Person geworden ist. Daß so etwas bei uns machbar ist – ich zweifle sehr daran. Daß es aber durchaus denkbar ist, Menschen zu einer größeren Unabhängigkeit zu bringen und dadurch eine Veränderung zu erzielen, dafür sind meiner Meinung nach genügend Indizien vorhanden.

28

A.S.: Sie sagen Unabhängigkeit – wovon?

P.P.: Einmal von den sozialisierenden Faktoren, also von den Erziehungspersonen, von den Wünschen und Forderungen der großen Gestalten der Kindheit; sodann von sozialen Pressionen, unter denen ein Erwachsener lebt. Je enger man an Institutionen gebunden ist, die nicht genau auf die Bedürfnisse des Menschen abgestimmt sind, die also anderen Bedürfnissen dienen, zum Beispiel der Erhaltung von staatlicher oder ökonomischer Macht, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß man sich nicht autonom verhält und dadurch ein Potential an ungünstigen sozialen Eigenschaften entwickelt.

A.S.: Wenn Sie das sagen, dann bedeutet das doch wohl, daß Sie der Ansicht sind, daß diese sozialisierenden Faktoren und sozialen Institutionen in unserer Gesellschaft besonders stark sind und sich daher ungünstig auswirken.

P.P.: In unserer Gesellschaft, ich meine damit nicht nur die westlichen, kapitalistischen Industriestaaten, sondern auch die Länder des realen Sozialismus in Europa, herrscht eine besonders ungünstige Entsprechung zwischen traditionellen Familienstrukturen und Erziehungsgewohnheiten einerseits und größeren sozialen Strukturen andererseits vor. Die anderen Kulturen, die es anders als wir machen sind für uns, nach meiner Meinung, zwar wissenschaftlich gültige Modelle, die zeigen, daß es auch anders geht, sie können aber keine Anweisung, kein Muster sein, wie unsere Gesellschaft umzugestalten wäre. Aber für wissenschaftliche Kritik und utopisches Denken sind sie sehr geeignet. Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine vorkapitalistische Dorfgemeinschaft geeignet wäre, zu zeigen, wie zum Beispiel das Ruhrgebiet oder das schweizerische Mittelland zu verändern wäre.

A.S.: Wir müssen uns hier, wo wir leben, mit unseren Verhältnissen auseinandersetzen. Das wäre also die Konsequenz.

P.P.: Man hat dazu natürlich nicht auf die Psychoanalyse gewartet, es gab schon zur Zeit der Aufklärung Ansätze, die pessimistische Richtung von Hobbes, der gesagt hat, daß der Mensch des Menschen Wolf ist, und die andere, wo Rousseau der bekannteste ist, der sagte, daß der Mensch schon gut wäre, wenn nur die Gesellschaft ihn nicht zu einem schlechten Verhalten brächte. Also zwischen diesen beiden Polen hat sich nicht nur eine philosophische Richtung, sondern haben sich auch praktische Forschungsrichtungen entwickelt, die da und dort zu erkennen geben, wie Änderungen zu erzielen wären, wie die Gesellschaftsstrukturen, das Funktionieren der Gesellschaft geändert werden müßte, damit weniger von dieser scheinbar so starren Natur des Menschen in ungünstiger Weise starr bleibt.

A.S.: In Ihrem Buch »Der Widerspruch im Subjekt« spielt das Problem der Anpassung eine große Rolle. Offenbar gibt es erwünschte Anpassungen, andererseits gibt es diese Forderungen, die die Gesellschaft an uns heranträgt und die, wenn wir uns an sie anpassen, zu einem, wie wir gesehen haben, nicht befriedigenden Ergebnis führen.

P.P.: Die Psychoanalytiker in ihrer täglichen Arbeit sollten lernen, zwischen zwei Formen der Anpassung zu unterscheiden: zwischen einer einseitigen Anpassung (englisch »adaptation«), und zwischen Anpassung im Sinn aktiver Veränderung, die man in seiner Umwelt anstrebt oder erzielt und die man bei sich

29

selber erlebt oder erzielt (»adjustment«). Die Dialektik zwischen diesen beiden Formen in einer psychoanalytischen Behandlung ist vielleicht ausschlaggebend dafür, ob ein Mensch mehr innere Freiheit erwirbt. Ob man das aber so einfach auf das Soziale übertragen darf? Ich tue es jedenfalls.

A.S.: Das ist ja Ihr Ansatz in der Psychoanalyse, daß neben den frühkindlichen Erfahrungen auch die makrosozialen Faktoren in den Deutungsprozeß einbezogen werden sollen.

P.P.: Die Analytiker haben nach der Entdeckung des Unbewußten (siehe Devereux, den Sie zitiert haben) und nach der Entdeckung des enormen Einflusses, den frühkindliche Ereignisse auf uns haben, scheinbar, ich sage nicht: in Wirklichkeit, aber doch scheinbar vergessen, daß der Mensch weiterhin formenden und verformenden Einflüssen ausgesetzt ist. Daß ein unglückliches Leben einen Menschen verbittern kann, wenn er trotz aller Arbeitsleistung nicht ein menschenwürdiges Dasein für sich sichern kann – solche Banalitäten haben die Analytiker vergessen. scheinbar, weil sie mit Recht so erstaunt waren über die Gewalt, die das Frühkindliche auf unser Leben ausübt. Es ist eine historische Erfahrung, daß bestimmte Gesellschaftsstrukturen und politische Strukturen

die Menschen freier werden lassen und andere sie oft in kürzester Zeit zu stumpfen, apathischen, resignierten Wesen herabstimmen können, und zwar oft recht dauerhaft. Denken Sie an die Indios in den südamerikanischen Andenstaaten, die zu einem freien, selbständigen Entschluß nur äußerst schwer zu bringen sind.

A.S.: Wir haben jetzt ein paar Mal von den Forderungen gesprochen, die die Gesellschaft an den einzelnen stellt. Wie steht es denn umgekehrt mit den Möglichkeiten des einzelnen, auf die Gesellschaft einzuwirken?

P.P.: Schauen Sie, in ganz kleinen und wenig institutionell strukturierten Gesellschaften, ich denke dabei vor allem an Eskimosiedlungen, kann man das verfolgen wie in einer Familie. Wenn zwei, drei starke, auch physisch starke Eskimo in einer Familie auftraten, dann prosperierte der ganze Stamm, wobei »Stamm« bedeutet: Familien in einer Größenordnung von 15 bis 45 Personen. Einigen soziologisch eingestellten Ethnologen ist es gelungen zu zeigen, wie dieses Hin und Her zwischen Gesellschaftsstruktur – es gibt auch dort Strukturen, doch sind sie nicht als Institutionen oder Machtstatus festgeschrieben – und den einzelnen ein bewegliches Gebilde ist, das um so mehr davon profitiert, je freier und besser der einzelne zurechtkommt. Bei den meisten Gesellschaften jedoch ist es so: je größer sie werden, desto wichtiger erscheinen Institutionen, Macht, Statuszuschreibung, Prestige zu sein. Ich habe die Idee, und da spielen natürlich utopisch-weltanschauliche Momente hinein, daß die Bereitschaft zur aktiven Anpassung, also zur Einwirkung auf andere Menschen, eine Fähigkeit ist, die von den Institutionen sehr oft geradezu verhindert wird, und daß die günstigsten Voraussetzungen in gesellschaftlich kleinen, überblickbaren Organisationen anzutreffen sind.

A.S.: Und wir in der Schweiz, in Mitteleuropa, leben heute in einer schon so großen, kaum noch überblickbaren Gesellschaft, in der die Institutionen – damit diese Gesellschaft weiterbestehen kann –, so mächtig sind, daß der einzelne vor ihnen immer ohnmächtiger wird.

P.P.: Durchaus. Die Schweiz ist nicht so groß, aber sie bildet ein hochorganisier-

30

tes, wirtschaftliches Machtpotential, wo der einzelne durch eine Vielzahl von Institutionen mit ihren Rollen- und Statuszuschreibungen und ihren Forderungen nach einem entsprechenden Rollenverhalten bestimmt ist.

A.S.: Daher wohl auch die Versuche, kritische Meinungen zu unterdrücken.

P.P.: Ja, wobei ich meine, daß die Schweiz, das heißt eine Gesellschaft, die derart von Machtpotentialen beherrscht wird, eine Tendenz hat, kritische Meinungen zu unterdrücken, sozusagen den Gedanken schon für eine subversive Tat nimmt, daß sie aber noch ein großes Mehr an Kritik ertragen könnte, und dies, ohne sich dabei einen Deut zu ändern.

Man kann aus dem, was ich gesagt habe, schon ableiten, daß ich eigentlich für ein anarchistisches Modell mit möglichst wenig institutioneller Macht bin. Ich pflege mich scherzhaft als einen »moralischen Anarchisten« zu bezeichnen, nämlich als Anarchist in dem Sinn, daß der einzelne in möglichst kleinen Gruppen sein Anpassungs- und Veränderungspotential einbringen kann, wobei ich das Moralische ausdrücklich hinzufüge, denn man kann sich ja auch eine anarchistische Gesellschaft vorstellen, die die Zerstörung allen menschlichen Zusammenlebens zum Ziel hat. Die klassische anarchistische Bewegung war von hohen Idealen, die aus dem bürgerlichen Humanismus stammten, getragen. Also kleine, überblickbare Gruppen. Man hat in diesem Zusammenhang die interessante Beobachtung machen können, daß die Kibuzzim ideal funktionierende Gesellschaften waren, aber als die Zahl ihrer Mitglieder wuchs, hat man einsehen müssen, daß es mit mehr als 1000 Personen nicht geht. Man ist dann organisatorisch dazu Übergegangen, diese anwachsenden Kibuzzim aufzuteilen, weil ihr anarchistisches Modell, wo die Versammlung aller Freien die Geschicke geleitet hat, nicht mehr zu machen war, weil die Menschen sich nicht mehr kannten und nicht mehr miteinander sprechen konnten. Leider ist jedes der neuen Kibuzzim aber sofort wieder in zwei Hälften zerfallen: in eine schweigende, das waren die Frauen, und in eine sprechende, das waren die Männer.

A.S.: Es ist doch seltsam, daß dies gerade dort geschehen ist. Welche Gründe für dieses Verhalten der Frauen dort, ein Verhalten, das ja auch hier anzutreffen ist, gibt es? Warum wiederholt sich das immer wieder?

P.P.: Dafür spricht, daß in der Erziehung schon während der Kindheit vermittelte psychische Besonderheiten sich ungleich langsamer ändern, als sich äußere Lebensumstände und soziale Strukturen ändern können. Und da komme ich noch einmal auf Devereux zurück. Ich schätze ihn sehr, er ist ein außerordentlich kritischer Gelehrter seiner Zeit gewesen, und obschon er nur etwa zehn Jahre älter ist als ich, kommt er mir vor wie von einer früheren Generation. Im Unbewußten, wie es Devereux versteht und wie es die alte psychoanalytische Lehre verstanden hat, ist ja der Niederschlag nicht nur der Erziehungsgewohnheiten der eigenen Eltern, sondern auch der Haltungen und Ideale, mit welchen sie selbst erzogen worden sind, anzutreffen, und daß da eine Trägheit besteht, daß sich solche psychischen Strukturen, die einer Bearbeitung und Verarbeitung schwer zugänglich sind, weil sie, früh erworben, ins Unbewußte wegverbannt sind – dieser Umstand ist meiner Meinung nach daran schuld, daß sich das Verhalten nur so langsam ändert.

A.S.: Aber daß diese Veränderungen so lange brauchen, bis sie sich durchgesetzt

P.P.: Ich habe bisher als Theoretiker gesprochen, ich habe gesagt: es ist im Prinzip möglich, daß sich der Mensch ändert, weil es verschiedene Entwicklungen gibt. Als Praktiker muß ich pessimistisch sein. Ich habe einmal ein Koordinatensystem angegeben, mit dem man jede soziale Erscheinung, an der Menschen beteiligt sind, betrachten kann. Die erste Koordinate umfaßt die konservativen Faktoren, die übermittelt worden sind, die im Unbewußten ruhen, die über Generationen hinweg nicht sich gleich bleiben, aber doch träge sind. Die zweite Koordinate, der ich die Veränderung, den Fortschritt zuschreibe, sind die Einflüsse, die von außen auf die Gesellschaft kommen: Erfindungen zum Beispiel. Die dritte Koordinate ist die Zeit. Und da passiert es den Psychoanalytikern, daß sie die Trägheit übersehen, daß der Mensch sich immer gleich bleibt, daß das Unbewußte quasi unveränderbar ist.

Viele Politiker und Vertreter der funktionellen Soziologie nehmen den Menschen als homo sociologicus, als ob er auf alles ideal reagieren würde. Wahrscheinlich hat es stillstehende Gesellschaften nie gegeben, Claude Lévi-Strauss hat das Wort geprägt von den »kalten« und »heißen« Gesellschaften: die einen verhalten sich immer gleich, entsprechend einer sich immer wiederholenden, kulturell erworbenen Natur des Menschen, die anderen, das heißt die »heißen«, sind die, die eine Geschichte haben, die einen Vorsprung erringen. Das ist die Polarisierung eines Vorgangs: alle sind in Bewegung, keine bleibt sich gleich, nur überwiegt bei den einen das Gewicht der Sozialisierung und bei den anderen die Kraft von historischen Veränderungen, zum Beispiel von Revolutionen, sei es in den Produktionsweisen, in den Machtverhältnissen und so weiter.

A.S.: Also müssen wir uns auf diese Trägheit einstellen. Trotzdem wollen wir nicht so pessimistisch sein. Sie haben in Ihrem Buch geschrieben: »Fällt der Zwang zur automatischen Anpassung weg, so erhält das Ich neue Möglichkeiten, sich besser zu organisieren.« Das ist doch eine Hoffnung: das Ich ist also in der Lage, sich besser zu organisieren, aber wann? Wann fällt dieser Zwang weg? Natürlich einmal in kleineren Gesellschaften und wenn zum Beispiel die Macht der Institutionen geringer wird...

P.P.: ...oder wenn physische Bedrohung wegfällt, also Krieg, Diktatur, Polizei, Kerker, oder aber wenn der Lebensstandard steigt, auch das ist ein Geringerwerden von Zwang. Ich glaube auch, daß das geistige Klima, also Kritik, Opposition, freiheitliche Gesinnung, enorm viel auszurichten vermögen, denken Sie nur an die Veränderungen unter dem Einfluß der Aufklärung. An der Schweiz ist diese Zeit irgendwie vorbeigegangen, ich weiß nicht warum, ich bin kein so guter Historiker.

A.S.: Wir haben über den Abbau institutioneller Macht, über den Abbau von Rollenanforderungen gesprochen. Andererseits haben wir von kleinen, überblickbaren sozialen Verhältnissen, die sich

positiv für die Entwicklung des Menschen auswirken, gesprochen. Wie steht es denn in diesem Zusammenhang mit der Familie?

P.P.: In der Tat ist die Familie, die in fast allen Kulturen nicht nur die biologische »Reproduktion« der nächsten Generation, sondern auch ihre Sozialisation, ihre

32

Erziehung im weitesten Sinn besorgt, eine überblickbare, klare soziale Institution. Ihr Ziel wäre, Sie können es immer wieder hören oder lesen, die Kinder zu unabhängigen, freien, selbstverantwortlichen, tüchtigen und womöglich glücklichen Menschen heranzuziehen. Doch glaube ich, daß die Kleinfamilie (Vater, Mutter, Kinder) in der heutigen Industriegesellschaft für diese Aufgabe nicht mehr geeignet ist. Arbeits-, Produktions-, Wohn- und Klassenverhältnisse haben sie in ihren Dienst genommen, sie derart transformiert, daß sie ihrer Aufgabe nicht mehr gerecht wird. Der Vater ist ihr im Leistungsstreß und unter beruflichem Konkurrenzdruck entzogen, die Mutter hat nur noch die Wahl zwischen einer Art isoliertem Sklavendasein oder der Vernachlässigung ihrer Kinder, beide Eltern überantworten diese früh und gründlich dem Leistungsgebot, dem sie selber unterliegen und das dann die Schule übernimmt. Und vor allem haben die Kinder keine Möglichkeit, wie einst in der Großfamilie, sich auf weniger fordernde und überforderte Beziehungspersonen und Vorbilder zu stützen, solange sie es brauchen. Sie können dem neurotisch verzerrten Beziehungsangebot ihrer Eltern nicht ausweichen und finden später keine peers-group, die, von gemeinsamen Interessen getragen, ohne Konkurrenzdruck ihre Erziehung zur Gemeinschaft vervollständigen würde. Da bieten Gruppen von Menschen, die sich zusammenschließen und wenigstens einigen gemeinsamen Idealen und Lebenszielen folgen und manche solidarische Interessen haben, schon bessere Chancen, daß in ihnen Kinder unneurotisch aufwachsen und zu selbständigen Menschen werden.

A.S.: Noch einmal zur »besseren Organisation des Ich«: wie erfolgt sie, und unter welchen Voraussetzungen?

P.P.: In seiner Entwicklung, zuerst mit der Mutter, später in der Schule, in der Arbeitswelt, in der sozialen Wirklichkeit, mit Kollegen erwirbt der Mensch sich einen Apparat, mit dem er seine Innenwelt mit der Außenwelt in Beziehung setzen kann. Dieser Apparat – er hat nichts Geheimnisvolles an sich – ist für diese Anpassung im aktiven oder passiven Sinn höchst zweckmäßig geschaffen worden, indem er Verbote, Tabus, Einschränkungen von außen, wenn sie nicht mehr verstärkt werden, fallen läßt. Andererseits ist das Ich der meisten Menschen in der Lage, Triebregungen, aggressive Regungen zu verwerfen, indem es mehr oder weniger unbewußt darauf verzichtet, obwohl es das Bedürfnis hat, sie auszuleben. Der Mensch, der zum ersten Mal ein Schimpfwort statt einer Keule verwendet hat, der hat, könnte man sagen, einen Fortschritt in

die Kultur gebracht. Ich meine, das ist eine Ichleistung: wenn man den aggressiven Impuls spürt und weiß und erfahren hat, ich muß ihn nicht unterdrücken, es ist nicht schlecht, einmal eine Wut zu haben, aber es ist unzweckmäßig, sie zu äußern, weil die anderen sich sonst zusammentun und stärker sind. Daß es diese auftretende und abgewehrte Aggression eines Tages nicht mehr geben wird, das glaube ich freilich nicht. Freud hat einmal gesagt, er hoffe, daß sich eines Tages die Vernunft durchsetzt. Ich glaube nicht, daß es die Vernunft ist, es ist die Erfahrung, und zwar eine innere und äußere Erfahrung, die eine Evolution im Sinne einer Entwicklung gestattet.

A.S.: Bessere Organisation des Ich würde also heißen, daß der Austausch zwischen Innen- und Außenwelt besser funktioniert, bestimmt nicht reibungslos, aber doch weniger spannungsgeladen.

P.P.: In Diskussionen Ende der 60er Jahre wurde ich oft gefragt, was soll man

33

zuerst verändern, die Gesellschaft oder den Menschen? Eines geht nicht ohne das andere, es muß von beiden Enden herkommen. Die größte Befreiung des Ich gegenüber diesen verinnerlichten Tabus und Zwängen und unbefriedigten Triebregungen nützt nichts, wenn das Ich stärker wird, aber nach außen hin nicht dementsprechend leben und handeln kann. Und die schönste Revolution hilft nichts, wenn die Leute so verklemmt bleiben, wie sie vorher waren.

A.S.: Aber wenn die Außenwelt feindlich gestimmt ist, dann läßt sich wenig tun.

P.P.: Im Prinzip sind menschliche Verhältnisse von Menschen gemacht und machbar. Aus der Trennung der politischen von der heute alles beherrschenden ökonomischen Macht kann ein kleiner Freiheitszuwachs erwartet werden. Wenn wir zum Beispiel in der Erziehung der Kinder mehr auf ihre Bedürfnisse eingehen – nicht nur das Elternhaus, auch Schulen kann man ändern –, dann würde das die Chancen schon beträchtlich erhöhen für ein freieres Dasein und eine menschliche Gemeinschaft. Wir müssen uns aber im klaren sein, daß eine große Anzahl innerlich freier Menschen nichts ausrichten kann, wenn nicht auch politische Umwälzungen stattfinden.

A.S.: Wie halten Sie es denn, als Psychoanalytiker, konkret mit der politischen Änderung, was tun Sie dafür? Der Patient, der geheilt ist, kommt ja in dieselbe Gesellschaft zurück, die ihn krank gemacht hat. Das kann doch nicht der Sinn sein.

P.P.: Ich glaube, daß die gesellschaftlichen Widersprüche schuld sind am psychischen Leiden, aber die Leiden sind im Menschen drin, der Widerspruch ist verinnerlicht. In den sechziger Jahren wurde der Kollege Fritz Morgenthaller in einer Versammlung einmal angegriffen: Er als Psychoanalytiker sitze in seinem Sprechzimmer und unternehme gar nichts für die Verbesserung der Welt. Morgenthaller sagte lange nichts, dann stand er auf und sagte: »Ich analysiere gegenwärtig drei Primarlehrer«, dann setzte er sich wieder. Damit meinte er: wenn er Leute, die einen solchen Einfluß auf Kinder haben, zu freieren Menschen macht, dann hat er schon einen

Beitrag geleistet. Ich für mein persönliches Leben trenne zwischen der psychoanalytischen Arbeit und politischer Tätigkeit, an der ich als Staatsbürger teilnehme. Die Verbindung zwischen Psychotherapie und Politik – da bin ich theoretisch dagegen, das geht nicht, und praktisch ist nie etwas Gutes dabei herausgekommen. Freud hat einmal einer Patientin gesagt, daß sie sich, wenn sie von ihren Symptomen befreit sei, draußen im Leben besser »zur Wehr« setzen könne. Mehr kann man in der Analyse nicht leisten. Wie sich jemand zur Wehr setzt, das hängt meistens von seiner Schicht, Klassenzugehörigkeit und auch von der ihm innewohnenden Ethik und Ideologie ab.

A.S.: Es wäre schon ein großer Fortschritt, wenn der Mensch anfangen würde, sich auf seine Wünsche und Bedürfnisse zu besinnen und diese energisch anmelden würde. Das wäre schon eine Art, sich zur Wehr zu setzen.

Wir haben jetzt in diesem Gespräch immer von einem friedlicheren Verhalten der Menschen gesprochen, von einem freieren Verhalten, nie von einem freien. Das heißt, daß wir ein völlig konfliktfreies Verhalten ausschließen.

P.P.: Ja, ich glaube nicht, daß es Menschen ohne innere Konflikte gibt, und ich weiß, daß es nie Völker oder andere Menschengruppen, die zusammenlebten, gegeben hat, die keine Konflikte hatten. In meinem psychoanalytisch und dialektisch orientierten Modell sind konfliktfreie Menschen in einer konfliktfreien

34

Gesellschaft nicht vorhanden, nicht einmal als ideale Utopie – so etwas wäre Stillstand, Erstarrung und Tod. Doch wie es Menschen gibt, die für ihre inneren Konflikte bessere, und solche, die unglücklichere Lösungen finden, scheint es auch mit den Kulturen und Völkern zu sein. Wenn ein Konflikt gelöst ist, tritt das Ergebnis in Widerspruch zu einem anderen Interesse. Es kommt nicht darauf an, künftige Widersprüche zu vermeiden, sondern die bestehenden so zu lösen, daß für die Beteiligten möglichst wenig Unheil entsteht.

A.S.: Wie halten Sie es denn mit Ihren eigenen Konflikten, wie werden Sie damit fertig?

P.P.: Vor allem versuche ich, mir den Widerspruch, der zum Konflikt führt, bewußt zu halten oder bewußt zu machen. Das ist oft nicht so einfach, da auch Psychoanalytiker kränkende Erfahrungen und unanständige Regungen lieber verleugnen oder verdrängen. Man lernt bei der psychoanalytischen Ausbildung, diesen Prozeß sogar allein, mehr oder weniger im stillen Kämmerlein, in Gang zu halten. Leichter geht es im Gespräch, wenn man zuhört und dem Ärger, der Verletzung, der Angst oder anderen unangenehmen Affekten einen Zugang ins Bewußtsein gestattet. Vor allem muß man versuchen, trotz aller Tabus, Werte und Gewissensregeln, die eigenen Wünsche, auch die »häßlichen«, egoistischen, sexuellen und aggressiven richtig

wahrzunehmen. Wenn das gelingt, setzen sie sich weniger leicht in Handlungen um, die man später mit gutem Grund bereut. Bewußte Wünsche kann man sich erfüllen, oder man kann sie verwerfen, oder man kann auf ihre Erfüllung, wenn es nötig ist, verzichten. Der erste Schritt zur Toleranz gegenüber anderen ist die Toleranz gegenüber der eigenen, allzumenschlichen Natur.

A.S.: Sie sind Analytiker, Sie haben große ethnologische Kenntnisse. Wie leben Sie als jemand, der weiß, wie Konflikte entstehen und wie sie gelöst werden können, heute im Jahr 1978 in der Schweiz? Sehen Sie viele Probleme, sehen Sie Möglichkeiten, daß sich die Summe der Konflikte verringern läßt?

P.P.: Ich kann mein Vaterland nur ertragen, indem ich mich damit abgefunden habe, daß ich mich nicht daran gewöhnen werde. Ich rüttle an den Machtverhältnissen, wenn ich sehe, daß es eine Wirkung hat, und sei es auch nur eine geringe. Mich wohlzufühlen in einer Gesellschaft, die für das Wohlbefinden der Menschen eine so unzweckmäßige Entwicklung nimmt und meiner ethischen Einstellung widerspricht, mich damit einverstanden zu fühlen, dazu sehe ich keine Möglichkeit. Bei der Verbauung der Landschaft, bei Atomkraftwerken geht mein staatsbürgerliches Engagement nicht bis zur persönlichen Empörung, aber dort, wo ich mich einigermaßen als Fachmann fühle, dort kann ich ein Behagen in unserer Kultur auch nicht momentweise empfinden.

A.S.: Das ist kein sehr hoffnungsfreudiger Ausblick. Sind denn in der Schweiz keine Entwicklungen festzustellen, die mehr Anlaß zu einem, wenn auch nur minimalen, Optimismus geben?

P.P.: Ich sehe eine große Hoffnung in Erscheinungen wie den regionalen Bewegungen, den Bürgerinitiativen, den Solidarisierungen kleiner und oft kleinster Interessengruppen, wo die Menschen gewahr werden, daß sie eigentlich die Geschichte subjektiv gestalten. Diese ganze Bewegung erfüllt eigentlich als Lebenspraxis genau das, was ich für den stärksten Falttor halte: daß man die

35

Erfahrung machen kann, daß die Lebensverhältnisse, die uns von den Mächtigen immer als naturgegeben dargestellt werden, in Wirklichkeit gemacht sind und daher auch anders machbar sind.

T.S.: Seit der Aufklärung schon – so sagen Sie – gibt es Versuche, die »Psyche« des Menschen anders als in den Wolfskategorien von Hobbes zu begreifen, ohne zugleich in einen naiven Glauben in das Gute und die Veränderbarkeit des Menschen zu verfallen. In unserem Jahrhundert jedoch ist die Beschäftigung mit der Seele der Menschen zum Gegenstand einer umfangreichen wissenschaftlichen Disziplin oder, polemisch gesagt, einer Branche geworden. War nun diese

Institutionalisierung der Arbeit an der Seele nur ein Fortschritt? Ich stelle die Frage aus dem Blickwinkel auf neuere Entwicklungen: die Psychoanalyse hat einen unglaublichen Aufschwung genommen, ganze Schichten der Bevölkerung versuchen, sich selber in diesen Termini zu begreifen und auch zu verändern – der Therapie-Boom etwa spricht eine deutliche Sprache. Mir drängt sich bei all dem zuweilen ein böses Gefühl auf: je mehr daran gearbeitet wird, je mehr Vorsorge getroffen, erforscht, begriffen, unterteilt wird – desto weniger unabhängig werden die Menschen, desto mehr wird an den – spezialisierten – Apparat der Seelenarbeit delegiert. Das Ergebnis könnte sein: Abhängigkeit statt Autonomie. In anderen Worten: besteht nicht die Gefahr, daß in dieser Entwicklung die »Selbsteilungskräfte« im Menschen (vielleicht waren sie früher größer?) vernachlässigt, unterbewertet oder gar direkt bekämpft und abgeschafft werden?

P.P.: Die Psychoanalyse als Wissenschaft brachte einen Fortschritt. Durch die Institutionalisierung der psychoanalytischen Forschung, Lehre und Ausbildung droht dieser Fortschritt wieder verloren zu gehen.

Von den »Selbsteilungskräften« der Seele halte ich nichts; war früher mehr davon da, in der »guten alten Zeit«? Ich weiß es nicht. Sicherlich könnten die »Seelenträger« sich selber heilen, wenn sie die Verhältnisse ändern und das Wissen um diese Verhältnisse, das wir heute haben, dabei anwenden würden. Ich meine nicht nur den dialektischen Materialismus, sondern gerade auch das Wissen der Psychoanalyse. An den »Apparat der Seelenarbeit« kann man die Schäden der Macht- und Produktionsverhältnisse wohl delegieren; beseitigen wird dieser Apparat sich nicht. Mit der »Änderung der Verhältnisse« meine ich, daß die bestehenden Institutionen, vom Nationalstaat über die Fabrik bis hinunter in die Familie, nicht in ihrer gleichen psychischen Wirksamkeit bestehen bleiben dürfen.

T.S. : Diese Frage schließt sich an die vorhergehende an: die Arbeit der Psychoanalyse soll Menschen helfen, selbständiger und besser leben zu können. Das ist ihr Impuls »von unten« Sie findet heute freilich auch andere Verwendung: im weitesten Sinne wird sie in das Ensemble der Sozialtechniken eingereiht; sie dient dazu, Seele zu erforschen, macht sie zu einem Feld des Wissens, das an die Apparate der Herrschaft angeschlossen sein könnte.

P.P.: Sozialarbeit und Therapie kommen nur schwer aus der sozialtechnischen Sackgasse heraus. Überall wo vernünftige Ansätze dazu vorhanden waren, wurden sie vom Kapital und/oder vom Staat und seinen unbewußten Dienern unterdrückt. In den westeuropäischen Ländern geschieht das vor allem durch Entzug von Mitteln und geeignetem Personal. In den Ländern des realen Sozialismus hat der Staat gar nie riskiert, eine psychoanalytisch orientierte Hilfe

zur Emanzipation zuzulassen. In Argentinien, wo es zumindest in Buenos Aires einen wirklich psychoanalytisch orientierten psychosozialen Dienst gab, wurden in den ersten Tagen der Videla-Diktatur 600 freiwillige, unbezahlte Sozialarbeiter und Therapeuten entlassen, und 13 prominente sowie etwa 300 weniger bekannte Psychiater und Psychoanalytiker ohne Verfahren zum Verschwinden gebracht – die meisten von ihnen wahrscheinlich ermordet. Andere konnten emigrieren.

T.S.: Die Situation: weil die Apparate und Institutionen heute so stark sind, müssen die einzelnen um mehr Selbständigkeit und Autonomie kämpfen – die ihnen Apparate und Institutionen ständig wegnehmen; es ist wie in der Geschichte vom Hase und Igel, hier allerdings ein dauernder, Verrücktheit erzeugender Wettlauf. Nun sagen Sie zurecht, daß beides, Institutionen und die einzelnen, verändert werden müssen, das eine stößt ohne das andere an Mauern. Viele aber *müssen* sich heute damit abfinden, daß sie nach außen hin nur wenig beeinflussen und verändern können, sie müssen in den Institutionen leben und sich von ihnen gebrauchen lassen, sie können den Widerspruch nicht nach vorne lösen. *In* dieser Situation autonom werden, erscheint als die Quadratur des Kreises – ist aber die Aufgabenstellung. Da mitverantwortliches Eingreifen für sehr viele heute ein verschlossener Weg ist, wäre dann verantwortungslose Distanz zu den Institutionen vielleicht ein gangbarer Weg: sich »autonom benutzen« lassen?

P.P.: Ich glaube, Sie haben recht, wenn Sie als die heute zu empfehlende Quadratur des Zirkels bezeichnen, »sich autonom benutzen zu lassen.«

Ich vermute, daß Sie etwas ähnliches ausdrücken, wie wenn ich geschrieben habe, daß es eine Möglichkeit gibt, die man wahrnehmen, und zu der man Kinder womöglich erziehen sollte, nämlich die von den Institutionen zugeteilten Rollen zu übernehmen, sie gut auszuführen und sich dabei *nicht* mit der Ideologie zu identifizieren. Der weise Meti des Bertolt Brecht sagt: »Wenn du Revolution machen willst, mußt du gut sitzen«. Das gelingt mitunter, bringt kaum äußere Nachteile und den Vorteil, daß man mal halt sagen kann, oder sogar den, daß man mal schaut, ob sich nicht die Institutionen und die verdammten Rollen abschaffen ließen.

Wenn einige meiner Antworten vielleicht arrogant, andere vielleicht ungebührlich utopistisch wirken, dann liegt das unter anderem daran, daß viele Ihrer Fragen eine einfache Ja-Nein-Antwort nicht zulassen und daß alle Antworten von einer Kritik der Psychoanalyse, der von ihr abgeleiteten Verfahren und der sie flankierenden oder überwuchernden Therapieformen ausgehen müßten. Eine solche Kritik und damit eine Begründung der Antworten kann ich aber in der Kürze unseres Gesprächs nicht leisten. Ich möchte jedoch darauf hinweisen, daß es ein Buch gibt, genau über dieses Thema, dessen kritischer Argumentation ich mich fast vollständig anschließen kann. Nämlich »Soziale Amnesie: Eine Kritik der konformistischen Psychologie von Adler bis Laing« von Russel Jacoby aus dem Jahr 1978.

**Parin 1979d**

Ist der Mensch veränderbar? Ein Gespräch mit Paul Parin. In: Freibeuter 2, 26-36.

---